

Würde am Lebensbeginn

Der Embryo als Grenzwesen

Am Beginn der Embryonalentwicklung geschieht etwas, das man eigentlich nicht als Beginn des Lebens bezeichnen kann. Denn das „Leben“ entsteht nicht bei der Befruchtung. Es war schon da. Die Frage, wann „das Leben beginne“, ist eigentlich irreführend. Die Eizelle, die Spermien, die Frau, in deren Körper Eizellen reifen und ein Embryo sich entwickeln kann, sind alle lebendig. Sonst käme keine Entwicklung in Gang. Das Leben des Embryos bezieht sich aus dem Leben. Leben ist ein Prozess, der sich weitergibt.

Intuitiv erschließt es sich ohne Weiteres, was mit der Frage gemeint ist, wann das Leben „beginne“. Es geht dabei um die moralische Anerkennung. Man kann es auch anders ausdrücken: Es geht um die Differenz zwischen Leben an sich und dem Beginn eines individuellen menschlichen Lebens, das Gegenstand bestimmter ethischer Fürsorgepflichten ist. Das Ethische hängt dabei nicht direkt vom Biologischen ab, ist aber auch nicht völlig vom ihm losgelöst, sondern steht, wie ich es ausdrücken möchte, in einem reflexiven Verhältnis zum Biologischen. Es ist deshalb sehr wohl möglich, dass biologisch gesehen Leben gar nicht „beginnt“, sondern sich in einem Beziehungsraum an ein neues Wesen weitergibt und gleichwohl die moralisch bedeutsame Subjektivität des Embryos allererst entsteht. Aus dieser Perspektive des sich weitergebenden Lebens möchte ich im Folgenden untersuchen, wie sich die ethische Verantwortungsrelation in Bezug auf Embryonen in vitro verstehen lässt.

Der Problemkontext: In-vitro-Fertilisation, Präimplantationsdiagnostik, Stammzellforschung

Die Frage, ab wann der Embryo ein Mensch ist und ab wann er Träger der einem Menschen zustehenden Würde wird, ist Gegenstand einer seit vielen Jahren heftig geführten philosophischen und theologischen Kontroverse [1, 2, 3, 4, 5]. Seit den Forschungen über die menschliche Embryologie in den 1970er-Jahren, die 1978 zur ersten gelungenen In-vitro-Fertilisation (IVF) und zur Geburt von Louise Brown führten, gab es öffentliche Kontroversen darüber, ob man das frühe menschliche Leben in dieser Weise „im Reagenzglas manipulieren“ dürfe. Der Embryo in vitro ist eine Anomalie. Unsere Alltagsmoral hat dafür keine Begriffe vorgesehen, weil der Embryo vor Beginn der modernen Reproduktionsmedizin noch nie sichtbar war. Er war ein verborgener und aufgehobener Teil des Leibes der Frau, die schwanger wird. Dass die Befruchtung und die erste Phase der Embryonalentwicklung aus dem Körper der Frau in das grelle Licht des Labors verlegt und damit auch durch Bilder veröffentlicht wurde, hat als moralischer Schock gewirkt und die Frage aufgeworfen, wo die Grenzen der moralisch zulässigen Manipulation liegen. IVF ist aber inzwischen in fast allen Ländern etabliert und anerkannt worden.

In den letzten Jahren fokussierte sich die Kontroverse auf die Präimplantationsdiagnostik (PID) und die Forschung mit humanen embryonalen Stammzellen (hESC). Für die PID müssen mehr Em-

bryonen in vitro erzeugt werden, als dann, nach einem Test, in die Gebärmutter übertragen werden. Es ist ein Verfahren der Selektion aufgrund von Merkmalen. Das hat die Frage aufgeworfen, ob es ethisch akzeptabel sei, Embryonen hinsichtlich gesundheitsbezogener genetischer Merkmale auszuwählen.

Die Forschung mit hESC schließlich, die seit 1998 im Gespräch ist, ist deshalb umstritten, weil zur Gewinnung der embryonalen Stammzellen Embryonen zerstört werden. Die hESC sind die Zellen der inneren Zellmasse einer Blastocyste. Um diese in Kultur zu bringen, muss der Embryo als in sich geschlossener Organismus aufgelöst werden. Das Leben „des Embryos“ hört auf, das Leben seiner Zellen hingegen geht weiter und führt zu den medizinisch interessanten pluripotenten Zellen, mit denen sich Hoffnungen auf Therapien bisher unheilbarer zelldegenerativer Krankheiten verbinden. Moralisch gesehen, ist das Problem der hESC-Forschung die Benützbarkeit menschlicher Embryonen als Ressource.

Verschiedene weitere Fragen stehen in der Diskussion, die damit in engem Zusammenhang stehen: die Herstellung von Embryonen zu Forschungszwecken, die Herstellung von „Embryonen“ durch alternative Methoden wie Parthenogenese, Kerntransfer („therapeutisches Klonen“), durch die Verwendung „künstlicher“, aus hESC-Kulturen stammender Ei- und Spermazellen, oder durch Kombination menschlicher Zellkerne und tierischer Eizellen („Cybrids“).

Es wurde bald erkannt, dass diese Fragen nicht nur Fragen der Moral sind, son-

dern auch grundlegende Rechtsfragen darstellen. Es ist eine Aufgabe der Rechtsgemeinschaft und der Politik, nicht der Scientific Community oder der Medizin, zu bestimmen, ob und unter welchen Umständen die Forschung Zugriff auf beginnendes menschliches Leben haben darf. Diese Frage sollte nicht den beteiligten Parteien selbst überlassen werden, denn sie enthält einen grundsätzlichen Konflikt zwischen rechtlich geschützten Interessen der Paare, die sich fortpflanzungsmedizinisch behandeln lassen, der Forschung, die ein neues Feld eröffnet hat, den Patienten mit den Krankheiten, für die man Heilungsverfahren zu entwickeln hofft, und auch der pharmazeutischen und biotechnologischen Industrie, die Produkte für das Labor und schließlich neue Heilmittel entwickeln könnte.

In den verschiedenen Ländern sind sehr unterschiedliche gesetzliche Regelungen entwickelt worden [6], die im Prinzip von 3 divergierenden Ansätzen ausgehen (wobei diese Ansätze dann zum Teil auch miteinander kombiniert worden sind): Entweder sie begrenzen die Forschungszugriffe zeitlich, z. B. auf 14 Tage nach der Befruchtung (so in Großbritannien, China, den skandinavischen Ländern oder Spanien), oder sie beschränken den Zugriff auf den Fall, dass Embryonen unbeabsichtigt überzählig sind und vom Paar für die Forschung gespendet werden (so z. B. in der Schweiz oder Frankreich und der Vorschlag des NBAC in den USA unter Bill Clinton), oder sie verbieten die Verwendung von Embryonen für die Stammzellforschung und bestimmen einen kalendarischen Stichtag, vor dem eine außerhalb des eigenen Kontrollbereichs produzierte Stammzelllinie hergestellt worden sein muss, um für die Forschung zugelassen zu werden (so in Deutschland und – nur im Bezug auf öffentliche Forschungsgelder – die USA unter George W. Bush).

Ich werde mich im Folgenden mit den verschiedenen Regelungen sowie mit ihren Vor- und Nachteilen nicht im Detail befassen. Es soll auch keine Stellung zur deutschen Diskussion um die Reform des Embryonenschutz- und Stammzellgesetzes [7] oder zum Schweizer Fortpflanzungsmedizin- und Stammzellforschungsgesetz, das ebenfalls Widersprüche ent-

hält, genommen werden [8]. Vielmehr wird hier das Problem der Verantwortung für Embryonen in vitro in grundsätzlicher und in ethischer Perspektive angegangen. Es soll dargelegt werden, wie die moralische Anerkennung des Embryos als eines Wesens mit eigener Würde auf der Grundlage der Beziehungen begründet werden kann, aus denen heraus Embryonen existieren. Dabei werde ich mich auf unterschiedlichen Argumentations- und Diskursebenen bewegen, die sich gegenseitig stützen, ohne auseinander hervorzugehen.

Unübersichtlichkeit in der Sichtbarkeit

„Zwischenstadien, Entstehen, Vergehen, Dämmerungen, Verwandlungen sind immer interessanter als das, was es schon, noch nicht oder nicht mehr gibt“ – Harry Mulisch: Die Prozedur [9].

Der Rand, auch der Rand des menschlichen Lebens ist ein Grenzbereich, in dem sich Differenzen materialisieren.

Das sind Worte in literarisch-meditativer Sprache. Der Begriff des Randes scheint mir hier aber attraktiv, weil er nicht eine Grenze meint, nicht das Extrem von etwas, sondern einen Raum von Beziehungen. Ein „Rand“ hat nämlich eine Ausdehnung. Manchmal ist nicht ganz klar, wo er anfängt und wo er aufhört. Er ist eine Zwischenzone, in dem sich 2 Sphären trennen und gleichzeitig begegnen. Bei der Fortpflanzung vollzieht sich ein Prozess, den wir „Embryo“ nennen. Wir definieren, dass der Embryo bei der Befruchtung beginnt und nach Bildung der wichtigsten Organe und Extremitäten nach ungefähr 8 Wochen zum Fötus übergeht.

Embryonen sind nie „still“, außer wenn sie tiefgefroren oder abgestorben sind. Sie können fotografiert werden, haben eine erkennbare Form und eine sich schnell wandelnde innere Struktur. Aber sie sind nicht diese „still gestellten“ Zeichnungen von 2-, 4-, 8-Zellern, Morula, Blastocyste, die in den Schulbüchern zu finden sind. Die Biologie verwendet viele Prozessbegriffe, um sich in diesem Geschehen zu orientieren: Hatching, Nidation, Gastrulation. Die Bedeutungen, die wir diesen Grenzwesen zuweisen, die Begriffe, die

wir uns von ihnen bilden, und die Normen, die wir daran knüpfen, sind nicht Ergebnisse reiner Beobachtung, sondern Ergebnisse kulturell-gesellschaftlicher Diskurse.

Die Wirklichkeit, die sich in diesen kulturellen Bedeutungszusammenhängen eröffnet, ist unübersichtlicher als das Sichtbare. Jeder Akt der Wahrnehmung ist von einer Beziehung geprägt, innerhalb der die Wahrnehmung als Bezugnahme auf ein anderes hin organisiert ist. Wissenschaftliche Wahrnehmung ist nicht „neutral“, sondern geht von ganz bestimmten methodischen Voraussetzungen aus, die sich aus dem neuzeitlichen Objektivitätsideal erklären lassen. Sie nimmt ihre Gegenstände so wahr, dass die Beobachtungen von anderen Subjekten nachvollziehbar und überprüfbar sind. Dazu schaltet sie möglichst alles „Subjektive“ (im Sinn des Individuell-Subjektiven) aus und behandelt den Gegenstand deshalb „als Objekt“. Dieses andere, das wahrgenommen wird, bekommt durch die normative Struktur der Wahrnehmungsbeziehung von vornherein einen Hof von Bedeutungen. Gleichzeitig knüpfen sich weitere Bedeutungen und Erwartungen aus den verschiedenen weiteren Kontexten der Medizin, der Fortschrittsideale, der historischen Erfahrungen usw. an dieselben, naturwissenschaftlich beschriebenen Embryonen an. Diese Bedeutungen und Erwartungen sind vor, während und nach dem aktuellen „Sehen“ für die Wahrnehmung prägend und verschmelzen in den öffentlichen Diskursen mit dem Gesehenen zu einem bedeutungsvollen Bild von „etwas“, das man verstehen kann [10]. Für den Embryo ist diese Differenz zwischen seiner tatsächlichen Sichtbarkeit und seiner kulturell-moralischen Bedeutung besonders deutlich. Denn Embryonen sind keine alltäglich sichtbaren Entitäten. Wir kennen sie nur aus Texten, aus Fotografien und Filmen oder als ferne Erscheinungen unter dem Mikroskop sowie aus den dazugehörigen Kommentaren und Diskussionen. Dass menschliche Embryonen unserer Sichtbarkeit und der Forschung überhaupt zugänglich geworden sind, ist eine späte Errungenschaft.

Vor der Entstehung der klinischen Embryologie in den 1970er-Jahren war die Humanembryologie für die Erstellung

von Entwicklungsreihen und zum Studium der Entwicklungsmechanik im Wesentlichen auf Aborte und Frühgeburten angewiesen. Barbara Orland [11, 12] hat diese Entwicklungen historisch aufgearbeitet und eindrücklich gezeigt, wie in diesem Bereich die Forschung und die medizinische Praxis untrennbar verbunden sind. Forschung ist, wie es Orland in einer kulturwissenschaftlichen Terminologie ausdrückt, zu verstehen als „ein hybrides Arrangement, in dem Untersuchungsobjekte, Theorien, technisches Equipment, disziplinäre Differenzen, soziale, politische und kulturelle Dispositive sich ständig gegenseitig beeinflussen, sich überlappen und ineinanderfließen“ ([12], S. 315). Es ist nicht nur die medizinische Praxis, welche in die Forschung hineinwirkt, sondern auch die Moral und die Politik.

Dies lässt sich beobachten. Seit dem Durchbruch in der Reprogrammierung von Körperzellen zu quasi-embryonalen Stammzellen (induced pluripotent cells, iPC), der Ende 2007 publiziert wurde, entstand sofort eine Diskussion, ob jetzt die Arbeit mit den umstrittenen embryonalen Stammzellen überholt sei [13]. In Antizipation erwarteter „ethischer“ Kontroversen entstand ein neuer Rechtfertigungsbedarf, dem die Forschung nur mit wissenschaftlichen Argumenten begegnen kann. Zwei Jahre zuvor haben Forscher strategisch Wege vorgeschlagen, um Kerntransferembryonen gentechnisch in ihrer Entwicklungsfähigkeit zu beschränken, sie also zu depotenzen, damit das Potenzialitätsargument des Embryonenschutzes für die geklonten „Embryonen“ nicht mehr zutrefte [14].

Wenn die Einschätzung stimmt, dass nicht nur die klinische Praxis und die Labortechnologie, sondern auch kulturelle Faktoren in das hybride Arrangement der Embryonenforschung Eingang finden, wird es einfacher zu verstehen, dass auch die Visibilisierung der menschlichen Embryonalentwicklung und die neutral-objektive Beschreibung der biologischen Vorgänge kulturelle (subjektive) Bedeutungen tragen, die nicht in ihren Primäraussagen aufgehen. Sehen und Sichtbarmachen ist eine kulturelle Gebärde, die, wenn man sie zu beschreiben beginnt, umso mehr Bedeutungsnuancen erhält, je

Bundesgesundheitsbl - Gesundheitsforsch - Gesundheitsschutz 2008 · 51:835–841
DOI 10.1007/s00103-008-0603-9
© Springer Medizin Verlag 2008

C. Rehmann-Sutter

Würde am Lebensbeginn. Der Embryo als Grenzwesen

Zusammenfassung

Ethische Fragen in Bezug auf den Umgang mit menschlichen Embryonen in vitro stellen sich heute vor allem im Zusammenhang mit der Reproduktionsmedizin, der Präimplantationsdiagnostik und der Stammzellforschung. Aus biologischer, politischer und fortpflanzungsmedizinischer Sicht wird der Embryo in unterschiedlichen Diskursen thematisiert. Zur Perspektive der Patienten in fortpflanzungsmedizinischer Behandlung werden empirische Untersuchungen ausgewertet. Ausgehend von diesen unterschiedlichen Diskursen und Perspektiven, untersucht der vorliegende Beitrag, wie sich die ethische Verantwortung in Bezug auf Embryonen in vitro verstehen lässt. Der Beitrag betont den Aspekt der Beziehung. Im Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion über den Status von Embryonen unterscheidet er 4 Bedeutungen von „Potenzialität“ des Embryos: (a) die äußere

Potenzialität, (b) die Tendenz für einen Entwicklungspfad, (c) die transitive Bestimmung durch ein Programm und (d) die Präformation. (a), (c) und (d) werden aus unterschiedlichen Gründen zurückgewiesen. Auf der Grundlage einer Potenzialität im Sinn von (b) wird der Embryo als ein sich entwickelndes Wesen beschrieben, das die Entwicklungsfähigkeit stetig weitergibt („Selbst-Transzendenz“) und auf dem Weg ist, ein Mensch zu werden. Dies wird als Grund dafür dargestellt, dass die Verantwortung für Embryonen in der Anerkennung einer wachsenden und mit der Nähe zur Geburt intensiver werdenden intrinsischen Würde liegt.

Schlüsselwörter

Embryo · Potenzialität · Würde am Lebensbeginn · Stammzellforschung · Fortpflanzungsmedizin

Moral dignity at the beginning of life. The embryo as a marginal being

Abstract

Ethical questions in relation to human embryos in vitro are today raised by reproductive medicine, preimplantation genetic diagnosis and stem cell research. Various discourses – biological, political and medical – describe the embryo from different perspectives. Empirical investigations of the perceptions and concerns of patients in IVF treatments provide important insights. Referring to a variety of discourses and perspectives, the paper develops an ethical analysis of the responsibility for embryos in vitro, with a special emphasis on the relationships involved. In the context of current discussions about the moral status of the embryo, the paper differentiates between four different meanings of “potentiality” of the embryo: (a) external potentiality, (b) the tendency towards a developmental path-

way, (c) the transitive determination by a program, (d) preformation. For different reasons, (a), (c) and (d) are rejected. On the basis of potentiality in the sense of (b), the embryo can be described as a developmental being that gives its developmental potential continuously to the next stage (“self-transcendence“) and is on the way of becoming a human. This is a reason for defending ethical responsibility for human embryos as the moral recognition of a growing dignity that becomes more intense with increasing proximity to birth.

Keywords

Embryo · potentiality · dignity at the beginning of life · stem cell research · reproductive medicine

tiefer die Beschreibung geht ([15], S. 41). Man hat noch nie so viel über die früheste Entwicklung des Menschen gewusst, und es gab noch nie so viele Bilder von Oocyten, Zygoten, ICSI-Pipetten und Blastocysten im öffentlichen Raum wie heute. Das ist aber alles Objektsprache, die uns keine Antworten gibt, wenn es um Ethik geht.

Subjektive Perspektiven

Wenn man die wissenschaftliche Beschreibung als eine Perspektive auf den Embryo auffasst, in der sich die Subjekte in bestimmter Weise (nämlich „objektiv“) auf Embryonen einstellen, lassen sich weitere Perspektiven und entsprechende Beschreibungen des Embryos daneben stellen. Barbara Orland [12] hat in Bezug auf den Embryo 3 hauptsächliche Weisen der Thematisierung unterschieden: den natürlichen, den politischen und den technischen Embryo.

Der natürliche Embryo meint seine biologische Identität, den Fundus an biologischen Fakten, die in moralischen Debatten meist unbestechlich scheinen. (Als ob z. B. die identitätsstiftende Bedeutung eines diploiden Chromosomensatzes für die Entwicklung in der Natur festgelegt wäre [16].) Im Kontext politischer Debatten erscheint der Embryo als eine Art Subjekt, das mit der Befruchtung das Licht der Welt erblickt. (Als ob dies ein scharfer Zeitpunkt wäre.) Gegenstand der Auseinandersetzung ist, welchen Rechtsstatus dieses Subjekt innehaben soll. Der technische Embryo schließlich wird in Kliniken so bearbeitet, dass seine Chancen erhöht werden, eine Schwangerschaft herbeizuführen. Dort ist der Embryo der lebendige Anlass für eine Schwangerschaft, und je nachdem, wie hoch seine Chancen sind, sich in die Gebärmutter einzunisten, wird seine „Qualität“ unterschiedlich eingestuft.

Diese Liste erweitert sich, wenn man die Wahrnehmung betroffener Paare hinzunimmt, die selbst als Patienten in der IVF-Behandlung sind und über „ihre“ Embryonen und über die ethischen Frage sprechen, die sich ihnen bei den zum Teil schwierigen Entscheidungen gestellt haben. Diese Wahrnehmungen lassen sich systematisch studieren in qualitativen In-

terviews. Aus Studien in England, Dänemark und der Schweiz mit Frauen und Männern, die über die Spende von überzähligen Embryonen für die Stammzellforschung entschieden haben, liegen bereits Daten vor [17, 18].

Darin wurde in überraschender Weise deutlich, wie die moralische Wahrnehmung der Embryonen vom lebensgeschichtlichen Kontext der Personen und von der Situation im Ablauf der Behandlung abhängt. Ein wichtiger Bedeutungsrahmen, in dem die Interviewpartner – Patienten der IVF – über den Embryo diskutieren, ist naheliegenderweise das Kinderbekommen. Ob der Embryo „ein Baby“ sei, oder „noch nicht“ ein Baby sei, bildete für sie den prominenten Ausgangspunkt, von dem aus sie weitere Unterscheidungen trafen. Die Ferne eines Embryos im Tiefkühler machte z. B. einen bedeutenden Unterschied gegenüber der Situation, die sich einstellt, wenn sich der Embryo in der Gebärmutter eingenistet hat. Wenn der Embryotransfer erfolgt und die Schwangerschaft bestätigt ist, kann die Entität „Embryo“ in der Wahrnehmung der Eltern auf eine ganz andere Ebene gelangen. Ein Mann, dessen Partnerin in der Schweiz in IVF-Behandlung war, drückte sich so aus: „Bis zu dem Moment, wo wir einen positiven Bescheid hatten, da war für uns vieles noch relativ technisch, sag ich jetzt mal ... für uns war das alles mit Reisen und mit Spritzen und mit Technik verbunden“ (CH1:302–306)¹.

Ähnlich erklärte es eine Patientin: „Bevor ich die Nachricht hatte, ich bin schwanger, war das für mich viel abstrakter. Und als ich, als ich gehört habe, hey es, es, das hat sich eingenistet, das, von da an, das war, war ein großer Unterschied. Das war plötzlich lebendig und vorher war's mehr ein, ein Zellklumpen, also biologisch interessant so“ (CH9:367–370).

Während das Wissen über das Vorhandensein eines Embryos höchstens eine Beziehung beinhaltet, die hypothetisch bleibt, stellt die Schwangerschaft eine ak-

tuelle Beziehung der leiblichen Verbundenheit dar.

Bemerkenswert ist die Fähigkeit von Eltern, unvermeidlich scheinende Ambivalenzen auszuhalten und auszusprechen. Eine Frau in Newcastle sagte: „At first I was thinking that a fertilised embryo is potentially a baby ... So I was saying, oh no, I'm not going to have anything like that [research], you know the cells cut up, just because you're thinking in a crazy way. But then it [IVF] did work and you realised the benefits of research, realised we wouldn't be where we are without the research and without people before us“ (UK31:312–329).

Der Partner einer anderen Frau erklärte seine Haltung so: „I don't look at them as babies, I think they're just embryos. Whether that's to save myself any more emotional turmoil, but I think they're just embryos at the minute, cells...they're not a life yet, just potential“ (UK31:640–675).

Welches ist nun aber der ethische Embryo? In der bioethischen Debatte um den Status des menschlichen Embryos herrscht die Auffassung vor, dass die Wahrnehmung der Mitbetroffenen und verschiedenartig Beteiligten gegenüber einer objektiven Problemperspektive „der Ethik“ zurückzutreten hätte. Es kann ja bezüglich der subjektiven Wahrnehmungen immer gefragt werden, ob es richtig ist, wie diese Personen es wahrnehmen. Man fragt dann: Ist ihre Wahrnehmung adäquat oder machen sie sich lediglich in ihrer Situation aus ihrer eigenwilligen emotionalen Betroffenheit einen Reim?

Ich teile den Vorbehalt von Claudia Wiesemann gegen eine Ethik, die einen absoluten Standpunkt beansprucht und sich über die moralische Wahrnehmung, die Sorgen und die Überlegungen der beteiligten Akteure hinwegsetzt. Die Zeugung eines Kindes ist persönlich und intim. Wenn nun die Zeugung, sobald sie in vitro erfolgt, quasi vor aller Augen in der Öffentlichkeit zelebriert wird, entsteht die Gefahr, „dass sich die Öffentlichkeit der Interpretation dieser Phase ganz und gar bemächtigt“ ([19], S. 156). Eine Ethik, die sich nicht Rechenschaft gibt, wie sie die Menschen, zu denen sie spricht, anspricht (mit Respekt oder aus Überheblichkeit), neigt zur Gewalt. So hat es jedenfalls Judith Butler in für sie typischer Deutlich-

¹ Die Kürzel beziehen sich mit Zeilenangaben auf die Interviewtranskripte, wobei „CH“ die Interviews sind, die in der Schweiz entstanden sind, und „UK“ diejenigen, die in Nordengland aufgenommen wurden.

keit [20] ausgedrückt. Der Ethik sollte eine Aufmerksamkeit für die kommunikative Beziehung innewohnen, die sie zu den von ihr angesprochenen Personen einrichtet [21]. Deshalb muss sie davon ausgehen, dass die Menschen, die in der Praxis leben, bereits Arbeit am Ethischen leisten. Sie wirken innerhalb der neuen Situationen der Reproduktionsmedizin als „moralische Pioniere“, wie das Rayna Rapp in Bezug auf die Pränataldiagnostik formulierte [22]. Ethik braucht deshalb ein methodisches Sensorium für die Arbeit am Ethischen, die „lokal“ von Beteiligten geleistet wird. Sie muss ihre Wahrnehmung und ihre Sorgen zu verstehen versuchen und mit ihren Überlegungen bei ihnen anknüpfen. „Aufgabe der Ethik in dieser Situation ist es, den Respekt vor der Fragilität menschlicher Beziehungen in der Phase der Elternschaft im Werden bewahren zu helfen und dafür zu sorgen, dass Eltern, diesen Teil ihrer sehr persönlichen Lebensgeschichte zurückerhalten“ ([19], S. 156).

Die ethische Perspektive ist auch eine subjektive Perspektive. Es ist die besondere subjektive Perspektive des Selbst, das sich Rechenschaft ablegt darüber, was wirklich wichtig ist, und dafür Verantwortung erkennt: Verantwortung im Sinn der Wahrnehmung und Anerkennung anderer in ihrer Vulnerabilität. Damit diese Beziehung der Verantwortung gelingen kann, muss das verantwortliche Selbst auch den anderen gegenüber offen sein, für die es verantwortlich sein will. Aber es braucht auch eine öffentliche ethische Auseinandersetzung, die sich darum bemüht, faire Regelungen zu finden. Das Recht ist nicht eingefrorene Moral, sondern ein mit Sanktionsmöglichkeiten ausgestattetes, von einer politischen Gemeinschaft getragenes Regelsystem, das allgemein vorgeschrieben wird. Die Ethik hat dazu Wesentliches zu sagen, wo überhaupt gesetzliche Regelungen nötig sind, welche Gesetze eingerichtet werden sollen, weil sie gerecht sind, und welche geändert werden müssen, weil sie ungerecht sind. Bei der Frage, wie menschliche Embryonen im Recht anerkannt werden sollen, spielt ein Konzept eine Schlüsselrolle: das Konzept der Potenzialität des Embryos.

Potenzialitäten

Potenzialität des Embryos ist nicht einfach als die Fähigkeit zu charakterisieren, sich zu entwickeln und zu einem Kind zu werden. Das ist offensichtlich. Die Frage ist vielmehr, wie diese Fähigkeit des Embryos auszulegen ist. Potenzialität kann Folgendes heißen:

Äußere Potenzialität. Die schwächste Form von Potenzialität eines Embryos wäre die bloße Möglichkeit, zu einem Kind geformt zu werden. Der Antrieb zu dieser Formung kommt dann von außen: wie die Möglichkeit, dass aus einem Marmorblock durch die Arbeit des Künstlers die Statue der Athene entsteht.

Tendenz für einen Entwicklungspfad. Eine innere Potenzialität ist die Tendenz eines Systems, einem Entwicklungspfad zu folgen und sich nach Ablenkungen wieder auf ihm einzufinden. Dabei muss der Pfad nicht vorgegeben sein, sondern kann sich aus der Regelmäßigkeit ergeben, mit der aus einem Schritt jeweils ein bestimmter nächster folgt.

Transitive Bestimmung durch ein Programm. Eine stärkere Form der inneren Potenzialität beinhaltet die Vorgegebenheit des Entwicklungspfades als Reihe genetischer Anlagen oder als genetisches Programm. Die Orientierung des Systems auf das Ziel hin ist hier durch die Information gegeben, die bereits am Anfang vorliegt.

Präformation. Die stärkste Form innerer Potenzialität beinhaltet die Vorstellung, dass der Zielzustand schon als kleines Menschenwesen vorgeformt ist und sich lediglich zu entfalten braucht.

Die moderne Biologie hat sich von der Vorstellung der Präformation verabschiedet, weil es für die „animalculi“ in den Zygoten keine empirische Evidenz gibt. Die Genetik erklärt die Entwicklung durch genetische Information, die den Bauplan und die Entwicklungspfade bestimmt [23]. Wir können (d) deshalb aus den heute vertretbaren Optionen ausschließen. (a) ist für die Begründung des Embryonenschutzes durch Potenzialität

wenig attraktiv. Denn hätte ein Embryo bloß äußere Potenzialität, so müsste er höchstens als knappe Ressource geschützt werden. Es könnte noch behauptet werden, dass sich dieses Individuum A (Kind) nur aus diesem Embryo a entwickeln kann und dass deshalb der Embryo a unersetzlich ist. Aber weil es das Kind A zum Zeitpunkt, in dem der Schutz relevant ist, noch nicht gibt, kann man auf diese Weise keine individuelle Schutzwürdigkeit des Embryos begründen.

Die Auswahl reduziert sich auf die Optionen (b) und (c). (c) unterstellt die Wirksamkeit eines genetischen Programms. Diese Idee geht auf die frühe Molekularbiologie der 1960er-Jahre zurück [24, 25], bei der man sich die Funktion einzelner Gene erst theoretisch vorstellen konnte. Seit den 1980er-Jahren können die zellulären und genetischen Interaktionen im Detail studiert werden. Die Molekularbiologie hat darauf die Vorstellung des „Programms“ als ernsthafte wissenschaftliche Hypothese fallen gelassen. Zu viele Beispiele sind bekannt, bei denen die funktionale Bedeutung eines Gens kontextuell entsteht: mehrfach unterschiedlich genutzte DNA-Sequenzen (multiple splicing), Sequenzänderungen der RNA noch im Cytoplasma vor der Translation (mRNA editing) und viele weitere. Wenn man sie ernst nimmt, muss die Vorstellung (c) entfallen [16, 26].

Potenzialität im Sinn von (b) scheint mir philosophisch gesehen ausgesprochen interessant [27, 28]. Das Genom wird darin systembezogen beschrieben. Das Genom wird als ein Datenspeicher der Zellen aufgefasst, der diese nicht instruiert, aber zur Herausbildung der konkreten Information in Entwicklungsschritten benutzt wird. Die Regelmäßigkeit des Entwicklungsgangs wird nicht als Realisierung einer Instruktionenliste in der DNA begriffen, sondern als eine Folge von Schritten, die sich je aus den vorhergehenden Schritten ergeben und aus ihnen kausal erklärbar sind. Die Schritte sind nicht von Anfang an vorausbestimmt, sondern sie bringen eine emergente Regelmäßigkeit zutage, die als Leistung des Organismus in seiner Umgebung (nicht nur der DNA) aufzufassen ist. Das System instruiert sich Schritt für Schritt aus der jeweiligen Ausgangslage.

Um hingegen zu begründen, dass bereits der Embryo wie ein Mensch einen Anspruch auf Anerkennung von basalew Menschenrechten hätte, müsste man Potenzialität als transitive Potenzialität (c) voraussetzen (so z. B. [29]). Denn es müsste ein Grund angegeben werden können, weshalb bereits die Zygote oder der Embryo wegen seiner Potenzialität geschützt werden muss. Das könnte mit dem Vorliegen der „Information für das Individuum“ bzw. eben durch die metaphysische Annahme eines individuellen genetischen Programms geschehen. Die Potenzialität (b) als Tendenz zu einem Entwicklungspfad gibt dazu keinen Grund. Die Annahme der Existenz eines genetischen Programms im Sinn einer vorausbestehenden, im Genom (nicht im Gesamtsystem) fixierten Vorschrift für die Entwicklung des Lebewesens entbehrt aber der Grundlage in der molekularbiologischen Evidenz. Sie ist eine wenig plausible, spekulative Behauptung. Die regelmäßige Entwicklung des Embryos ist ein Faktum, deren Erklärung auch Aktivierungsmuster bestimmter Gene einschließt. Aber dieses Faktum der Regelmäßigkeit der Entwicklung (und der Genaktivierung) ist gleichwohl nicht dasselbe wie die Vorstellung einer in DNA-Sequenzen fixierten Vorschrift.

Selbsttranszendenz und die intrinsische Würde des Embryos

Anfangs habe ich davon gesprochen, dass in der Befruchtung und in der Embryonalentwicklung Leben nicht „entsteht“, sondern sich „weitergibt“. Was entsteht, ist ein Wesen, das auf dem Weg ist, ein neuer Mensch zu werden. Während der Schwangerschaft „wird“ ein neues Individuum. Die Beziehung der Frau zu ihrem werdenden Kind ist während der Schwangerschaft in einer Entwicklung begriffen: Die „im Möglichen bleibende Beziehung zum Kind wandelt sich mit der Gewissheit einer Schwangerschaft allmählich in eine wirkliche Beziehung. ... Die Beziehung zum Kind ist nicht mehr nur zukünftig, sondern wird in dem Maße gegenwärtig, wie das Kind als menschliche Gestalt verkörpert, wahrnehmbar und erspürbar wird“ ([19], S. 129). Die Geburt ist das Ereignis der leiblichen Trennung zwischen

Mutter und Kind und die Entstehung einer persönlichen Beziehung. Gleichzeitig anerkennt das Recht das Kind, das nun einen Namen trägt, als eigenständiges Rechtssubjekt im vollen Sinn.

Wenn nun der Embryo in vitro vorliegt, besteht die Versuchung, den Zustand im Labor mit dem Zustand des Kindes nach der Geburt analog zu setzen und dem Staat die gleiche Schutzpflicht für den Embryo, notfalls selbst gegen seine eigenen Eltern zuzusprechen, wie das nach der Geburt für das Kind der Fall ist. Man würde so aber der speziellen Situation des Embryos nicht gerecht. Die Würde des Embryos begründet sich nicht wie die Rechtssubjektivität des Kindes durch eine, wie sich Immanuel Kant ausdrückte, für alle „Vernunftwesen“ gleiche und ausnahmslos notwendige Anerkennung, mit der sich keine Willkür verträgt.

Der wichtigste Grund zur Anerkennung einer Würde des Embryos bezieht sich auf das, was man die Selbsttranszendenz des Embryos nennen kann [27]. Die Systemgenomik spricht von einer Tendenz des Entwicklungssystems, in den nächsten Schritt überzugehen. Diese Tendenz kann in aristotelischen Begriffen als eine dynamis aufgefasst werden: als eine Kraft, die über den aktuellen Zustand des Organismus hinausweist. Die Gegenwart eines sich entwickelnden Embryos ist aber insofern transzendent, als sie eine Tendenz in sich enthält, über sich hinauszuführen und eine neue Gegenwart hervorzubringen. Auch diese nächste, neue Gegenwart des Embryos hat wiederum die Fähigkeit zur Weiterentwicklung. Das entwicklungsfähige System gibt die dynamis zur Entwicklung weiter. Das Wesen gibt, „sich selbst“ in den nächsten Entwicklungsschritt weiter, wiederum als entwicklungsfähiges System. Dieser Weg führt auf die Entstehung eines Kindes hin. Je weiter die Entwicklung zum Kind voranschreitet, desto näher ist die Wirklichkeit des Embryos oder später des Fötus, dem Kind. Wir Geborenen haben zu diesen Wesen am Anfang der Entwicklung eine besondere Beziehung, die auch Verantwortung einschließt, weil sie auf dem Weg sind, Menschen zu werden „wie du und ich“.

Wenn die Ethik für diese Phänomenologie der Beziehungen zum werdenden menschlichen Leben einen Raum eröff-

nen will, muss sie das Statuskonzept begrifflich für eine graduelle Wahrnehmung der intrinsischen Würde des Embryos öffnen. Es ist nicht notwendig vorauszusetzen, dass der moralische Status nur 2 diskrete logische Zustände kennt, nämlich Sache oder Person [7, 30, 31]. Es ist auch nicht notwendig zu behaupten (entgegen aller Evidenz), dass der Embryo in sich selbst die Potenzialität zur Entwicklung enthalte, ohne den Körper der Frau in seiner wesentlichen Rolle anzuerkennen.

Dazu passt die moralische Wahrnehmung der Eltern im Sinn einer stufenweisen wirklicher werdenden Beziehung der Verantwortung für das werdende Kind. Die Beziehung, die anfänglich noch hypothetisch und gleichsam „in der Schwebe“ sein kann, wird wirklicher, je größer die Sicherheit wird, dass der Embryo-Fötus geboren werden kann.

Was die Eltern tun, wenn sie ihre Verantwortung anerkennen, und was auch wir tun, wenn wir als Teilnehmer an der Diskursgemeinschaft von einer intrinsischen Würde der Embryonen sprechen, ist keine Deduktion aus einem Prinzip. Es ist vielmehr ein genuines Anerkennen: ein Akt, der ein normativ relevantes Verhältnis schafft und es gestaltet. Das Argument der Selbsttranszendenz im Rahmen einer systemischen Philosophie der Genomik zwingt uns auch nicht „logisch“ dazu, diesen Schritt der Anerkennung auszuführen. Es gibt uns aber einen Grund, unsere eigene ethische Beziehungsfähigkeit auszuüben, die unsere eigene ethische Würde auszeichnet und uns selbst verletzbar und verantwortlich macht.

Hinweis

Der Autor dankt dem Schweizerischen Nationalfonds und dem Käthe Zingg-Schwichtenberg Fonds für die Unterstützung der beiden Forschungsprojekte „Ethical decisions about the fate of embryos: the views and approaches of couples undergoing IVF“ und „JESP-ELSI“, Rouven Porz für die Idee zum Begriff der „Grenzwesen“, Mario Kaiser für das Wort „transitiv“, Erica Haimes, Anika Mitzkat und Jackie Leach Scully für die inspirierende Zusammenarbeit bei der Interviewauswertung und zwei anonymen Kommentatoren für hilfreiche Hinweise zur Verdeutlichung der Argumente.

Korrespondierender Autor

Prof. Dr. phil., Dipl. Biol.
Christoph Rehmann-Sutter

Arbeitsstelle für Ethik in den Biowissenschaften
Universität Basel
Schönbeinstrasse 20
4056 Basel, CH
E-Mail: christoph.rehmann-sutter@unibas.ch

Literatur

1. Thévoz J-M (1990) Entre nos mains l'embryon. Recherche bioéthique. Labor et Fides, Genève
2. Holland S, Lebacqz K, Zoloth L (2001) The human embryonic stem cell debate. Science, Ethics, and Public Policy. MIT Press, Cambridge London
3. Geyer C (2001) Biopolitik. Die Positionen. Suhrkamp, Frankfurt a. M.
4. Ford NM (2002) The prenatal person. Ethics from conception to birth. Blackwell, Oxford
5. Lenzen W (2004) Wie bestimmt man den „moralischen Status“ von Embryonen? Mentis, Paderborn
6. The European Group on Ethics in Science and New Technologies to the European Commission (2007) Recommendations on the ethical review of hESC FP7 research projects. Opinion 22. Office for Official Publications of the European Communities, Luxembourg
7. Kreß H (2007) Embryonenstatus und Gesundheitsschutz. Reformbedarf im Rahmen eines umfassenden Fortpflanzungsmedizin- und Stammzellengesetzes. Jahrbuch Recht Ethik 15:23–50
8. Scully JL, Rehmann-Sutter C (2006) Creating donors: the 2005 Swiss law on donation of „spare“ embryos to hESC research. Bioethical Inquiry 3:81–93
9. Mulisch H (1999) Die Prozedur. Roman. Hanser, München Wien, S 10
10. Rehmann-Sutter C (1996) Leben beschreiben. Über Handlungszusammenhänge in der Biologie. Königshausen & Neumann, Würzburg
11. Orland B (1999) Die menschliche Fortpflanzung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Die Normalisierung der Reproduktionsmedizin seit den 1970er-Jahren. Technikgeschichte 4:311–337
12. Orland B (2008) Labor-Reproduktion: Die Identität des Embryos zwischen Natur, Technik und Politik. In: Pettes N, Schicktanz S (Hrsg) Identität, Lust, Reproduktion: Sexualität als Experiment zwischen „Science“ und „Fiction“. Campus, Frankfurt a. M. New York
13. Gottweis H, Minger S (2008) iPS cells and the politics of promise. Nature Biotechnol 26:271–272
14. Meissner A, Jaenisch R (2006) Generation of nuclear transfer-derived pluripotent ES cells from cloned Cdx2-deficient blastocysts. Nature 439: 212–215
15. Geertz C (1983) Dichte Beschreibung. Suhrkamp, Frankfurt a. M.
16. Neumann-Held E, Rehmann-Sutter C (2006) Genes in development. Re-reading the molecular paradigm. Duke Univ. Pr., Durham London
17. Svendsen MN, Koch L (2008) Unpacking the „spare embryo“. Facilitating stem cell research in a moral landscape. Social Studies Science 38:93–110
18. Haimes E, Porz R, Scully JL, Rehmann-Sutter C (2008) So, what is an embryo? A comparative study of the views of those asked to donate embryos for hESC research in the UK and Switzerland. New Genetics and Society (in press)
19. Wiesemann C (2006) Von der Verantwortung, ein Kind zu bekommen. Eine Ethik der Elternschaft. Beck, München
20. Butler J (2003) Kritik der ethischen Gewalt. Suhrkamp, Frankfurt a. M.
21. Rehmann-Sutter C (2007) Erfolg und Adressierungsstruktur bei ethischer Politikberatung. In: Porz R, Rehmann-Sutter C, Scully JL, Zimmermann-Acklin M (Hrsg) Gekauftes Gewissen? Zur Rolle der Bioethik in Institutionen. Mentis, Paderborn, S 137–157
22. Rapp R (2000) Testing women, testing the fetus. The social impact of amniocentesis in America. Routledge, New York London
23. Nüsslein-Volhard C (2004) Das Werden des Lebens. Wie Gene die Entwicklung steuern. Beck, München
24. Kay LE (2000) Who wrote the book of life? A history of the genetic code. Stanford Univ. Pr., Stanford
25. Rehmann-Sutter C (2005) Zwischen den Molekülen. Beiträge zur Philosophie der Genetik. Francke, Tübingen
26. Griffith PE, Stotz K (2006) Genes in the post-genomic era. Theoretical Medicine Bioethics 27: 499–521
27. Rehmann-Sutter C (2006) Altered nuclear transfer, Genom-Metaphysik und das Argument der Potenzialität. Die ethische Schutzwürdigkeit menschlicher Embryonen in vitro. Jahrbuch Wissenschaft Ethik 11: 351–374
28. Rehmann-Sutter C (2008) Genetics, a practical anthropology. In: Düwell M, Rehmann-Sutter C, Mieth D (eds) The contingent nature of life. Bioethics and the limits of human existence. Springer, Dordrecht, S 37–52
29. Höffe O (2002) Menschenwürde als ethisches Prinzip. In: Höffe O, Honnfelder L, Isensee J, Kirchhof P (Hrsg) Gentechnik und Menschenwürde. An den Grenzen von Ethik und Recht. Du Mont, Köln, S 111–141
30. Kreß H (2007) Ab wann ist der Embryo ein Mensch? Menschenwürde und Lebensschutz des Embryos in theologischer Sicht. Nova Acta Leopoldina 96: 49–70
31. Kaminsky C (1998) Embryonen, Ethik und Verantwortung. Mohr, Tübingen

Gemeinsam gegen MRSA

Einladung zum Erfahrungsaustausch der Moderatoren der regionalen Netzwerke gemäß GMK-Beschluss 10.1 der 79. Konferenz (2006) zu MRSA am Robert Koch-Institut

Bezug nehmend auf die Aktivitäten zur Bildung regionaler Netzwerke zur Intensivierung der Umsetzung von Präventionsmaßnahmen hinsichtlich der Vermeidung der Weiterverbreitung von MRSA (s. EpiBull 5/2005 und EpiBull 33/2007) und die Kenntnis über die zwischenzeitlich erfolgte Etablierung zahlreicher Netzwerke möchten wir hier zu einem diesbezüglichen Erfahrungsaustausch am Robert Koch-Institut einladen.

Angesprochen sind insbesondere die Moderatoren der Netzwerke, aber auch die QM-Manager ländereübergreifender Krankenhauses- oder Pflegeheimträger.

Termin: 16./17. 10. 2008

Ort: Robert Koch-Institut/Wernigerode

Anmeldung unter: Sekretariat FG14@rki.de

Stichwort: Treffen Regionale Netzwerke

Veranstalter: Robert Koch-Institut (AG Nosokomiale Infektionen: Fachgebiete 13 und 14, Abteilung 1 in Zusammenarbeit mit Fachgebiet 32, Abteilung 3)

Vorläufiges Programm

Anreise/Anmeldung: 16. 10. 2008 13:00 Uhr

Beginn der Veranstaltung: 16. 10. 2008

14:00 Uhr

Begrüßung und Einführung: Prof. Dr. Mielke/
Prof. Dr. Witte

Eingeladene Redner: Prof. Dr. Heike von Baum,
Dr. Oswinde Bock-Hensley, Steffen Engelhart,
PD Dr. Alex Friedrich, Prof. Dr. Petra Gastmeier,
Dr. Inka Daniels-Haardt, Prof. Dr. Philippe Hartemann,
Andreas Kintrup, Dr. Annegred Krenz-Weinreich,
PD Dr. Elisabeth Meyer, Dr. Rainer Nierhoff, Katja Peters,
Prof. Dr. Ulrich Vogel, Dr. Hans-Peter Weil, Prof. Dr. Constanze Wendt

Gemeinsames Abendessen: 16. 10. 2008

19:00 Uhr

Bericht der „Netzwerker“: 17. 10. 2008 9:00 Uhr
Freie Vorträge/Diskussion

Ende der Veranstaltung: 17. 10. 2008 14:00 Uhr